Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 39 Mittwoch, 28. Oktober 1925

Heimkehr

Was ist das für ein trautes Flimmern,
Das aus dem Silberbächlein taucht?
Die kleinen Fenster lichthell schimmern,
Vom leisen Nachtwind sanft umhaucht.

Im Dörflein will sich nichts mehr regen,
Kein Hundebellen stört die Ruh.
Auf wunderſamen Jugendwegen
Geh' ich dem Vaterhause zu.

Die alten Brunnen leise rauschen
Noch immer heimatlichen Sang.
Mich drängt ein wonnesames Lauschen
Und hebt mein Herz zum Ueberschwang.

Der Mondschein flutet durch die Gassen
Und zaubert Märchen nah und weit.
Ich kann dies alles kaum erfassen
Und weine voll Glückseligkeit.

Franz Cingia.

Familienfeste der Bauern im Mittelalter

Von G. Beyer.

Die ländlichen Feste waren in früheren Jahrhunderten im allgemeinen von derselben Art, wie sie noch jetzt gefeiert werden. Nur kam die festliche Stimmung damals bisweilen etwas urwüchsiger und in derberer Weise zum Ausdruck, als wir es heute gewohnt sind, wo die städtischen Sitten und Gewohnheiten zum Teil auch auf die ländliche Bevölkerung nicht ohne Einfluß geblieben sind.

An den freudigen und schmerzlichen Ereignissen der einzelnen Familien beteiligte sich in der Regel die ganze Dorfgemeinde. So tröstlich und erhebend dies auf der einen Seite war, so konnte es auf der anderen zuweilen beschwerlich sein und große Kosten verursachen. So wurde die Bestattung eines Verstorbenen mitunter eine große Festlichkeit. Es war Sitte, am Tage der Beerdigung ein Mahl zu veranstalten, woran sich alle beteiligten, die dem Verstorbenen auf seinem Wege zum Grabe das Geleit gaben. Gegen Ende des Mittelalters artete diese Bewirtung zu Schmausereien mit vielen Gerichten aus. Daher schritten die Obrigkeiten mit Verboten ein. In einer Verordnung wird zum Beispiel nur gestattet, nach der Leichenfeier in der Kirche oder auf dem Kirchhofe für die Priester und die bei der Beerdigung beteiligten Geistlichen eine Mahlzeit im Hause oder in einem Wirtshause herzurichten und dazu bis sechs Personen einzuladen.

Die Kindtaufe hingegen verlief verhältnismäßig einfach, da sie schon wenige Tage nach der Geburt des Kindes stattfand. Es wurde dazu meistens nur eine beschränkte Anzahl von Gästen eingeladen. Die Paten des Kindes veranstalteten aber häufig eine Nachfeier, indem sie nach einiger Zeit Speisen in das festliche Haus schickten und darauf selber kamen, um sie in Gemeinschaft zu verzehren. Wie noch heute, überreichten die Paten und andere bei der Taufhandlung beteiligten Personen dem Täufling oft wertvolle Geschenke. Da auch hierbei gegen Ende des Mittelalters der Luxus in hohem Grade zunahm, so schritten die weltlichen und geistlichen Fürsten mit allerlei Verboten dagegen ein, indem sie zum Beispiel die Zahl der dabei zulässigen Paten sowie die Patengeschenke beschränkten.

Wurde im Dorfe eine Hochzeit gefeiert, so nahmen alle Einwohner daran teil. Wenn nicht besondere Umstände, wie zum Beispiel ein Trauerfall, dabei hindernd im Wege standen, so wurden dazu außer einzelnen Fremden in der Regel Verwandte und das ganze Dorf eingeladen. Da nun das festgebende Haus die fremden Gäste nicht alle aufnehmen konnte, so gaben ihnen die Nachbarn bereitwillig Unterkunft und beteiligten sich auch an der Bewirtung, indem sie in ihren Häusern für kleinere Gruppen der Hochzeitsgäste festliche Mahlzeiten veranstalteten.

In den verschiedenen Gegenden Deutschlands bestanden in der älteren Zeit mannigfache und eigenartige Hochzeitsgebräuche. Das Fest wurde nicht, wie es heutigen Tags in den Städten üblich ist, in dem Hause der Braut gefeiert, sondern in dem Hause des Bräutigams. Die Braut wurde unter überlieferten altertümlichen Formen aus ihrem elterlichen Hause in feierlicher Weise zu der Stätte ihrer künftigen Wirksamkeit geführt. Wohnte sie in einem anderen Orte, so erfolgte ihre festliche Einholung mittels eines mit Kränzen geschmückten Brautwagens in Begleitung zahlreicher junger Männer, der Freunde des Bräutigams. An die alte Sitte der Entführung der Braut erinnerte ein kurzer Scheinkampf, den der Bräutigam mit seinen Freunden gegen die Verwandten und Ortsgenossen seiner künftigen Frau zu führen hatte.

Die kirchliche Einsegnung eines Brautpaares war in den früheren Zeiten des Mittelalters nicht üblich und kam damals wohl nur in fürstlichen und adligen Familien vor. In einem mittelalterlichen Gedichte wird eine Hochzeit in einer bäuerlichen Familie geschildert, bei der nicht ein Priester, sondern ein alter Mann aus der Hochzeitsgesellschaft, der, wie es heißt, mit Brauch und Sitte bekannt war, die Eheschließung ausführte. Von dem 13. Jahrhundert an, nachdem die Ehe zu einem Sakrament erklärt worden war, wurden die Brautpaare von dem Priester getraut. Die Braut trug dabei in Norddeutschland einen Brautgürtel und eine Brautkrone, einen hohen Kopfputz, der mit künstlichen Blumen, Glasperlen, Silberstickereien und anderem geziert war. Einen ähnlichen Kopfschmuck hatten auch die Braut- und Kranzjungfern, während sich die jungen Burschen, die den Bräutigam zur Trauung geleiteten, mit einem Sträußchen von Rosmarien begnügen mußten. Für den Festzug nach der Kirche gab es in den verschiedenen Gegenden die mannigfaltigsten Gebräuche. Gewöhnlich setzte sich der Hochzeitszug unter dem Geläute der Glocken nach der Kirche in Bewegung und kehrte nach der Trauung mit Musik in das Hochzeitshaus zurück.

Der Mittelpunkt des Festes war das Hochzeitsmahl. Dabei mußten Speisen und Getränke in überreicher Fülle vorhanden sein. Schon lange Zeit vorher war dafür gesorgt worden; denn es war Sitte, daß in einem Hochzeitshause für ein Fest Rinder, Kälber, Schafe, Schweine und Gänse gemästet und geschlachtet wurden. Die Hauptmahlzeit wurde bei gutem Wetter denn nur in den guten Jahreszeiten wurden Hochzeiten gehalten, im Freien veranstaltet. An langen Tischen saßen die Gäste und schmausten von Mittag bis zum Abend. Immer neue Speisen wurden aus dem Hochzeitshause zu ihnen hinübergetragen: Suppen, gekochtes und gebratenes Fleisch, verschiedene Sorten Braten, Klöße, Obst, Käse, Butter, Backwerk und anderes. Dazwischen kreisten in mächtigen Zinn- und Tonkrügen Bier und Wein. Wir besitzen aus dem 15. und 16. Jahrhundert mancherlei Bilder einer schmausenden Hochzeitsgesellschaft. Man sieht daraus, daß die Feiernden meistens bis zum Uebermaß sich den Tafelgenüssen hingaben, und daß ihnen feine Tafelsitten unbekannt waren. Wir lesen ferner in zeitgenössischen Schilderungen, daß bei solchen Schmausereien viele Hände gleichzeitig in eine Schüssel griffen, um das beste Stück Fleisch zu erwischen, daß man sich mitunter darum schlug, daß man zuweilen die Brühen, mit denen die Speisen gewürzt werden sollten, aus den Gefäßen trank, daß die Hände die Bärte und die Kleider der Speisenden von Fett troffen, daß die Tischtücher stark beschmutzt waren, daß man bei Tische grobe Scherze liebte, wie zum Beispiel nach einem Nachbar mit Speisen oder Knochen warf. Wir sehen auf Bildern, die Festgelage der Bauern darstellen, daß einige Personen, die den Speisen und Getränken zu Uebermaß zugesprochen haben, alsbald bußen müssen. Häufig aßen die Männer an der Festtafel allein. Sehen wir aber auf den Bildern Männer und Frauen nebeneinander schmausen, so stellen die Maler sie häufig in allerlei zärtlichen Szenen dar, die heute in der guten Gesellschaft nicht als schicklich gelten. Der Wein löste nach einiger Zeit den Feiernden die Zunge. Es wurde gesungen, geschrien, gelärmt, mitunter auch gerauft, bis man sich allgemein erhob, um sich am Tanze zu vergnügen.

—⊡—

Das holländische Eigenheim

Das Geheimnis seiner Existenz.

Von Lydia Klein-Allenstein.

Das englische Eigenheim ist in der ganzen Welt als das Muster eines naturgemäßen, gesunden Wohnens bekannt. Prozentual noch häufiger aber als in England sind die Eigenheime in Holland. Selbst in großen Städten fallen, mitunter sogar im Zentrum, die kleinen, grünumgebenen Häuser auf, die durch ihre geringen Ausmaße beweisen, daß sie nur von einer einzigen Familie bewohnt werden. In den kleineren Städten und auf dem Lande ist das Eigenheim die Regel. Es gibt kein Land, in dem die Wolkenkratzer und die Mietskasernen so sehr eine Ausnahme bilden, wie in Holland. Selbst kleine Beamte und Arbeiter sind im Besitze eines Eigenheimes. Dabei dürfen diese Einfamilienhäuser nicht etwa mit unseren Siedlungen verglichen werden, die auf dem Prinzip beruhen, dem Inhaber durch landwirtschaftliche Nutzung eine Nebeneinnahme zu bringen und dadurch das Leben zu erleichtern; die deshalb aber auch nicht selten an die Arbeitskraft des Siedlers solche Anforderungen stellen, daß die Wohltat Plage wird, indem er in schwerster Weise Tag und Nacht arbeiten muß, um neben seinem Hauptberuf noch die Bewirtschaftung seines Landes zu betreiben. Die holländischen Eigenheime sind ganz nur auf das Wohnen berechnet. Zwar sind auch sie natürlich nicht ohne eine dazugehörige Scholle, aber in den weitaus meisten Fällen geht diese über einen kleinen Blumen- und Obstgarten nicht hinaus, sodaß ihre Bewirtschaftung wirklich nur eine Erholung nicht aber eine Mehrbelastung darstellt.

Diese holländischen Eigenheime sind für einen fast unglaublich anmutenden Preis herzustellen. Ein Haus mit vier Zimmern und Nebengelaß und dem unvermeidlichen holländischen „Speicher" ist für etwa 8—10 000 Mark herzustellen und zu kaufen. Ein Haus von fünf Zimmern für 12 000 Mark, eins von sechs Zimmern für 15 000 Mark. Ein Haus von sechs größeren Zimmern und zwei Schlafkammern kostet in der Hauptstadt des Landes, im Haag, nur etwa 20 000 Mark, den Grund und Boden eingeschlossen. Dabei ist die Ausführung keineswegs minderwertig; alle modernen Einrichtungen sind vorhanden, die Zimmerhöhe ist normal, die Größe der Räume ist ausreichend. Riesenzimmer oder Säle baut man freilich in Holland nicht; man zieht es vor, kleinere und dafür zahlreichere Räume zu haben, wobei man sich von dem Gedanken tragen läßt, möglichst jedem Familienmitglied einen Raum für sich allein zu gewähren.

Am Ausguck

Gefälschte Schmetterlinge.

In Amerika herrscht unter den Schmetterlingssammlern gewaltige Aufregung. Man hat dort eine Fabrik entdeckt, die Schmetterlinge fälschte und damit ein einträgliches Geschäft machte. Die Flügel eines gewöhnl. Schmetterlings wurden mit einer dünnen Schicht Klebstoff bespritzt, worauf man mittels feinen Pulvers die gewünschten Farben anbrachte. Vor allem wurde an seltenen Exemplaren viel verdient; und man schuf auch die nötigen Spielarten, von denen Mutter Natur keine Ahnung hatte. Verhandelt wurden sie vor allem direkt an Liebhaber. Einer von diesen, — Käufer eines Exemplars mit schwarzen Flügeln, über deren Mitte ein roter Streifen mit prächtigen blauen Flecken lief, — faßte zuletzt Mißtrauen in diese überwältigende Schönheit. Er holte die Lupe und besah sich die Sache unter dem Vergrößerungsglas. Die Folge war, daß heute die amerikanische Polizei diesen Fall, und die Sammler ihre Schmetterlinge sehr angelegentlich untersuchen.

Reuters eigene Grabschrift.

Als der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter schwer krank lag, ließ er eines Nachts von seiner Frau folgende Grabschrift niederschreiben:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
Die Spane dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus!

Diese Grabschrift ziert denn auch das Denkmal, das der Dichter am Grabe erhalten hat. Sie zeugt von der Religiosität des Dichters.

Frankreich belohnt seine Diener.

Eitelkeit ist bekanntlich einer der hervortretendsten Wesenszüge des Franzosen, wodurch das von Paris aus besonders nachdrücklich betriebene Exportieren von Auszeichnungen einigermaßen verständlich wird. Die französische Regierung hat jetzt einem ihrer treuesten Diener und Propagandisten, den holländischen Zeichner Louis Raemaekers, die wohlverdiente Belohnung gegeben. Raemaekers, der während des Krieges in dem berüchtigt gewordenen Amsterdamer „Telegraaf" seine hetzerischen Schmierereien gegen Deutschland veröffentlichte, ist zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden. Man könnte die neue Würde dieses holländischen Konjunkturtalentes mit dem Stillschweigen übergehen, das auch die große Mehrzahl seiner Landsleute ihm gegenüber seit Jahren in Anwendung bringt. Man erhält jedoch durch diese Auszeichnung, die ihm übrigens von Herzen neidlos gegönnt sei, eine ungesuchte Gelegenheit, um noch einmal festzustellen, wo während des Krieges die „Neutralität" gewisser „Neutraler" zu Hause war. Jedenfalls hat die seltsame „Ehren"legion Frankreichs ein neues illustres Mitglied erhalten, das ihrer würdig ist.

Das Land der Freiheit.

Im Lande des Dollars ist es den Negern verboten, erster Klasse zu reisen. Nach einer Meldung der Zeitschrift „Americana" haben kürzlich im Staate Florida vier Farbige, worunter drei Frauen, dennoch sich dieses Verbrechens schuldig gemacht. Sie wurden daher morgens um 4 Uhr aus dem Schlafwagen gezerrt, ohne daß ihnen auch nur Zeit gelassen wurde, sich ordentlich anzuziehen. Sie verbrachten 29 Stunden in einer Zelle, wurden zu einer Geldstrafe von 1000 Dollar verurteilt, worauf der Polizeirichter sie ermahnte, sich dieses „Vergehens" nicht wieder schuldig zu machen, da sie sonst dem Straßenpöbel überliefert und gelyncht werden würden. — Die Amerikaner dürften an ihrem Rassenproblem, das eines Tages vielleicht Japan noch etwas komplizieren wird, noch manche zweifelhafte Freude erleben.

Ein offenherziger Engländer.

Neville Lytton, dessen Vater Vizekönig von Indien war und dessen ältester Bruder Gouverneur von Bengalen ist, hat soeben ein Buch über den „Englischen Landedelmann" veröffentlicht. In ihm stegen die folgenden Sätze: „Faulheit ist eine unserer großen Nationaltugenden, sie ist tatsächlich Ursprung und Quelle des britischen Weltreiches. Der Durchschnitts-Engländer schlendert umher und sucht jemanden, der für ihn arbeite. In dieser Richtung sind die Möglichkeiten unseres kleinen Inselreiches bald erschöpft, und es gilt, andere Länder zu erforschen. Von Natur ist der Engländer ein Seefahrer, und das Meer hat keine Schrecken für ihn. Er setzt sein Segel auf und landet, wenn er eben Lust hat, irgendwo. Er findet mit fleißigen Bewohnern, deren Land findet mit fleißigen Bewohnern, deren Fleiß er zu seinem Nutzen wenden kann."

Die größten Muscheln des Weltmeeres.

Es gibt im Weltmeer von heute weder eine Muschel, noch eine Schneckenart, deren Schalen sich auch nur einigermaßen an Größe mit den im indischen Inselmeer sowie auch im westlichen Teil des großen Ozeans vorkommenden Riesenmuschel (Tridacna gigas, Lam) messen könnten. Schalen dieses Tieres von 1 m Länge kann man in den Molukken recht oft sehen, doch findet man hin und wieder auch solche, welche über 1½ m lang sind und, wenn das Muscheltier noch nicht herausgenommen ist, 150 bis 200 kg wiegen, sodaß man sechs starke Leute zum Transport einer solchen Riesenmuschel nötig hat. In den kleinen christlichen Kirchen der Molukken sieht man Schalen dieser Riesenmuschel zuweilen als Taufbecken verwendet. — Niemandem möchte ich raten, Hand oder Fuß zwischen die weitklaffenden beiden Schalenhälften des als fast formlose, gelblich weiße, buntgeaderte Masse in sie eingebetteten lebenden Tieres zu stecken; denn wenn dieselben mit letzterem nur irgendwie in Berührung kommen, schlagen die beiden Schalenhälften mit lautem Schalle plötzlich zusammen und ihre dicht schließenden, festen und scharfen Ränder sind imstande, selbst ein sehr dickes Ankertau glatt zu durchschneiden. Dem mit Salz und Zitronensaft eingekochten, etwas an das von Austern erinnernde, Fleisch dieser gigantischen Muschel habe ich nicht, wie die Eingeborenen, besonderen Wohlgeschmack abgewinnen können.

Dr. C.

Die größte Eiche der Welt

steht, wie Fr. D. von Kalckreuth in der neuen Nummer des Daheim in einem Aufsatz „Alte und heilige Bäume" berichtet, in Ivenach in Mecklenburg. Die Bewohner der Umgegend erzählen sich, daß die mächtige Eiche, die eine Höhe von 40 m erreicht hat und einen Stammesumfang von 10½ m besitzt, zehntausend Jahre alt sei. — Nicht weit davon, auf dem Dorfkirchhof von Parchow, steht eine sehr alte Linde, deren Stammumfang sogar 13 m beträgt. An beide Baumriesen knüpfen sich viele bedeutungsvolle Sagen. Fr. D. von Kalckreuth führt aus, wie fast bei allen Völkern der Baum, als langlebig und hochstrebend, für beseelt galt und noch gilt. Dafür zeugen auch die germanischen Sagen der Erschaffung des ersten Menschenpaares Ask und Embla (Eiche und Esche) aus Bäumen und von der Weltesche Ygdrasil, die Mär von dem Baum der Erkenntnis bei Babyloniern und Juden, die Idee der gewaltsam ums Leben gekommenen, die wie Osiris in den Erika-Baum, Daphne in den Lorbeer, die Schwestern Phaetons in weinende Bernsteinbäume verwandelt wurden. Außer dem genannten Aufsatz enthält die neue Daheimnummer u. a. einen großen, reich illustrierten Aufsatz: Aus der Geschichte der Kindermoden und einen gleichfalls illustrierten Beitrag zum hundertsten Geburtstag des Meisters Johann Strauß. Neben der Fortsetzung des Romans „Geschichten um Sanssouci" von Ilse Leutz wird eine fesselnde afrikanische Novelle „Der verlassene Brunnen" von M. Soest veröffentlicht.

Wahrheitsserum.

Die amerikanischen Juristen sind mit Arbeit überlastet, welche ihnen die Verbrecherwelle zugeschwemmt hat. Finden auch viele ruchlose Taten nicht ihre Sühne, so gibt es doch viele Fälle, bei denen die Täter zur Rechenschaft gezogen werden. Der Verhöre und der Verhandlungen vor den Richtern ist kein Ende. Dieser großen Schwierigkeit, aus verstockten Verbrechern die Wahrheit herauszuholen, begegnet jetzt eine Erfindung der Naturwissenschaftler. Sie haben das Wahrheitsserum entdeckt. Mit diesem holt man gewissermaßen wie mit einem geistigen Abführmittel das Bekenntnis der schlechten Taten aus den Verbrechern. Die ersten praktischen Versuche sollen von glänzendem Erfolg gewesen sein. Im Gefängnis von Detroit befanden sich drei Männer, die viel auf dem Kerbholz haben mußten, aber nichts gestehen wollten. Da wandte man bei ihnen das Wahrheitsserum an. Sie bekamen Einspritzungen von Scopolamin und Chloroform. Dadurch wurden sie bewußtlos, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Sie gaben auf Fragen, welche an sie gerichtet wurden, rückhaltlos Antwort und entdeckten auf diese Weise alle drei Einzelheiten aus ihrem bewegten Banditenleben: Tatsachen, die sie in gewöhnlichem Zustande dem Untersuchungsrichter nie preisgegeben hätten. Dem sorgfältig aufgezeichneten Anklage- und Beweismaterial gegenüber mußten sie nachher, zu vollem Bewußtsein zurückgebracht, ihr Leugnen aufgeben. „Und es gestehn die Bösewichter, getroffen von des Serums Strahl!"

Verkehrssitten in Amerika.

In ein Geschäft tritt man nach amerikanischer Landessitte mit dem Hut auf dem Kopfe ein, ohne zu grüßen, und geht ebenso wieder fort. Es ist vollkommen gebräuchlich, in das erste beste Geschäft zu treten, seine Zigarre anzuzünden und, ohne jemand zu beachten und ein Wort zu sagen, es wieder zu verlassen. Durch ein Wort der Entschuldigung würde man nur als Fremder auffallen. Ebenso ist es jedermann gestattet, in die Straßenläden, die Büros der Eisenbahnen und Dampfschiffe einzutreten, selbst wenn man nicht die Absicht hatte, Einkäufe zu machen. In jeder Apotheke liegt ein Adreßbuch aus, in welches jedermann Einsicht nehmen kann. Für Fremde in Newyork, welche sich in Geschäften dort aufhalten, ist diese Einrichtung höchst bequem, da in allen Stadtteilen Apotheken, gewöhnlich in einem Eckhause befindlich, stark verbreitet sind. Der Amerikaner klopft in Geschäftshäusern, Büros, weder an die Tür, bevor er eintritt, noch sagt er „Guten Tag!" oder „Adieu!" auf dergleichen wird in Amerika nicht gesehen. In der besseren Gesellschaft wird jedoch, gerade so wie in Europa, bei Besuchen die Etikette bewahrt. Beim Billardspiel legen die Spieler — auch Gentlemen — um sich freier bewegen zu können, die Röcke ab und ziehen die Hemdsärmel in die Höhe. Der unvermeidliche Hut wird aufbehalten und nur in den Nacken geschoben, um den Augen mehr Freiheit zu lassen.

Von den kleinsten Dingen des Weltgebäudes.

Es ist nicht leicht, sich eine klare Vorstellung von den größten und den kleinsten Dingen im Weltgebäude zu machen. Die Bausteine sind die Atome, von denen wir jetzt wissen, daß sie einen positiv geladenen elektrischen Kern haben, der von negativen Elektronen umkreist wird, wie die Sonne von ihren Planeten. Zahl und Anordnung der Kerne und Elektronen bestimmen die Eigenschaften der Elemente. Wenn man einen Literwürfel nach allen drei Richtungen halbiert, so hat man acht gleiche kleinere Würfel. Wiederholt man diese Teilung, so hat man 64 und das nächste Mal bereits 512. Das Atom ist so klein, daß man diese Teilung 28 mal wiederholen müßte, um es zu erhalten. Die Zahl der Atome in einem verhältnismäßig kleinen Raum ist außerordentlich groß. Wenn man eine normale elektrische Glühbirne mit einer so kleinen Oeffnung versehen könnte, daß in jeder Sekunde nur eine Milliarde Luftmoleküle eindringen könnten, so würde es hundert Millionen Jahre dauern, bis die Birne ganz mit Luft vom Außendruck erfüllt wäre. In einem Tropfen Wasser sind so viele Moleküle, daß, wenn man sie mit Zeichen versehen könnte man 2000 von ihnen in einem Brunnentropfen finden würde. In einem Liter Blei sind so viele Atome, daß, wenn man sie in eine Reihe legte, ihre Länge 10 Millionen Kilometer betragen würde.

Büchertisch

„Atlantis", die Geschichte des sechsten Erdteils. Roman von Hans Dominik. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig, Königstraße 33. *M* 6.

Mit „Atlantis" erweitert und vertieft Dominik sein Weltbild der Zukunft, das er in „Die Macht der Drei" und „Die Spur des Dschingis Khan" aufgebaut hat. Die Wende des zweiten Jahrtausends sieht die Völker der Erde in drei großen Machtgruppen einander gegenüberstehen.

Afrika als junges Imperium unter dem zielbewußten Kaiser Augustus, Amerika in voller Entfaltung seiner Kräfte unter der Diktatur eines Wirtschaftsgenies, Europas vereinigte Staaten, immer noch die Geistesmacht der Welt, aber bereits ohne die Vitalität ihrer Rivalen, bedroht von dem Expansionstrieb amerikanischer Finanz und der wachsenden Kraft des schwarzen Erdteils. Amerika sprengt den Isthmus von Panama. Der Golfstrom wird aus seinem Bett gedrängt. Ueber Europa bricht der arktische Winter herein. Nach Süden fliehen die Menschen der alten Erde, wo ihnen bald das Bollwerk Afrikas Halt gebieten wird. Ihr Schicksal scheint erfüllt. Da greift die geheimnisvolle Kraft ein, der mystische Erbe deutsch-indischer Geheimlehre von der Macht der Drei. Er befriedet die Welt und schenkt den Menschen eine neue Erde, Atlantis — das Land der Fruchtbarkeit und des Friedens. Auf die Ausstattung dieses spannenden Romans (grüner Ganzleinen-Einband, holzfreies Papier) wurde besonderer Wert gelegt.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena

Worin besteht denn nun das Geheimnis dieser uns so unglaublich billig anmutenden Häuser? Nun, zunächst in der Konstruktion. Alles, was nur architektonischen Zwecken dient, wird streng vermieden — und meist kommt auf dieses Konto in Deutschland ein erheblicher Teil der Baukosten. Zwar machen die Häuser infolgedessen einen etwas monotonen Eindruck. Aber diese Eintönigkeit wird auf andere Weise völlig aufgehoben. Zunächst wirkt die Außenfassade der Häuser — Backsteinbau mit angenehmem Wechsel von roten und weißen Ziegeln — freundlich und anheimelnd; vor allem dann aber, was um das Haus herum ist: diese Wandbekleidung mit Schlingpflanzen und Kletterblumen, diese Blumenbeete ringsum, diese Blumentöpfe an den Fenstern und an den Eingängen, diese Veranda, die bald einmal rechts, bald links, bald vorn ist — das muß man gesehen haben, um den freundlichen Eindruck, den das alles macht, zu ermessen. Trotz der äußerlich gleichförmigen Struktur gibt es da keine Einförmigkeit. Ja, man gewinnt fast den Eindruck, als ob diese Straße mit den einheitlichen Häuschen, die auf den ersten Blick so wenig zu unterscheiden sind und bei näherem Hinsehen doch alle ihre Besonderheiten haben, so und nicht anders sein müßte! Wenn sich das deutsche Hochparterre stolz und vornehm und — verteuernd über die Straße erhebt, das holländische Haus ist ein Kind der Straße, das sich gern zu ebener Erde bescheiden an sie heranstellt. Die Architekten haben's nicht gut in Holland. Man baut leicht und gut auch ohne sie, — wiederum ein Moment der Verbilligung.

Dann aber die Bodenpreise. Wenn man hört daß bei Berlin Bodenpreise bis zu 100 Mark für den Quadratmeter verlangt und gezahlt werden, wenn auch in deutschen Mittelstädten immer noch 10 bis 20 Mark gerechnet werden müssen, — welch ungeheure Vorbelastungen ergeben sich dann schon, ehe man noch anfängt zu bauen! Und dann kommt noch die Steuerbehörde, es folgen die unendlich vielen Gebühren und die in Deutschland äußerst kostspieligen gerichtlichen Eintragungen — alles Dinge, die in Holland sehr viel weniger ins Gewicht fallen. Jeder Hausbau ist in Deutschland fast eine öffentliche Angelegenheit, für die ein ungeheurer amtlicher Apparat in Szene gesetzt wird; in Holland ist es eine Privatangelegenheit, um die sich die Behörden nur insoweit kümmern, als es unumgänglich notwendig ist. Nur auf eins sei hingewiesen: welch' ungeheuerliche Belastung für den Erbauer oder Besitzer eines Eigenheimes stellen hierzulande die Straßenbaukosten dar, die nach einem veralteten und längst reformbedürftigen Gesetz immer noch dem Hauseigentümer auferlegt werden — als ob der allein die Straße vor seinem Hause benutzte! Diese Belastung beträgt in manchen deutschen Städten über zehn Prozent! Wundert man sich dann noch, daß bei uns der Besitz eines Eigenheimes nicht eine natürliche Selbstverständlichkeit, sondern einen Luxus darstellt? Die Bodenpreise betragen in Holland infolge einer klugen Bodenpolitik nicht ein Viertel der dortigen Bodenpreise.

Und nun nehme man alles in allem, und man wird einsehen, daß all die verbilligenden Einzelheiten zusammengenommen sehr wohl die Möglichkeit ergeben, das holländische Eigenheim zu den billigen Preisen herzustellen, die oben genannt worden sind, und seinen Erwerb damit zu einer Selbstverständlichkeit für eine jede Familie zu machen. Eine kluge Politik könnte auch bei uns dasselbe Ziel erreichen, wenn auch, so wie die Verhältnisse heute liegen, nicht mit einem Schlag.

—⊡—

Das Sklavenproblem in der Gegenwart

Von Harro Essingh.

Die Frage nach der persönlichen Freiheit für jeden Menschen, gleichgültig welcher Rasse und Kulturstufe er angehört, hat die Weltentwicklung während der letzten hundert Jahre im großen und ganzen bejahend entschieden. Christliche Ethik und sittliches Empfinden des modernen Menschen überhaupt verlangen die Wahrung oder Wiederherstellung wenigstens der formalrechtlichen, möglichst jedoch tatsächlichen Lebensfreiheit in der ganzen Welt. Das Problem der restlosen Ausrottung der Sklaverei (und ihrer Nebenformen) ist in der Gegenwart noch keineswegs gelöst. Wer sich eingehender damit beschäftigt, ist zunächst erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Formen, worunter sich körperliche Herrschaft des einen Menschen über den anderen zu verbergen vermag. Er lernt aber auch begreifen, daß vielfach noch heute die Wege zur Aenderung und Besserung recht schwierig zu begehen sind.

Echte, unverhüllte Sklaverei besteht heute nur noch in Abessinien, in Tibet und in einigen mohammedanischen Staaten des Orients, wie Afghanistan und Hedschas. In Abessinien sind jedoch Gesetze erlassen, die allmählich die Befreiung einer großen Anzahl der heutigen Sklaven herbeiführen und ferner verhindern werden, daß in Zukunft andere Einwohner in Sklaverei geraten. Auf die Dauer wird daher in Abessinien die Sklaverei aufhören. In den übrigen genannten Staaten, die dem europäischen Einfluß mehr oder weniger entzogen sind, liegen die Verhältnisse weniger günstig. Die Regierungen von Hedschas, Afghanistan und anderen mohammedanischen Staaten des Orients zeigen in der Sklavenfrage weit weniger guten Willen als das immerhin christliche Abessinien. Die Bestrebungen müssen hier zunächst darauf hinauslaufen, daß die Sklaverei nicht länger als eine zu Recht bestehende wirtschaftliche Einrichtung anerkannt wird. Es würde bereits einen großen Fortschritt bedeuten, wenn jeder Sklave in diesen Ländern wenigstens gesetzlich berechtigt wäre, seinem Herrn zu entlaufen, ohne daß er, wie heute, polizeilich ergriffen, bestraft und wieder zurückgebracht wird. Mit der tatsächlichen Ausrottung der Sklaverei dürfte es in diesen Ländern noch gute Wege haben.

Die gewaltsame Erbeutung und Wegführung von zu Sklavendiensten bestimmten Personen, die früher so berüchtigten Sklavenjagden, gehören heute wohl endgültig der Vergangenheit an. Sie finden nur noch gelegentlich an den Rändern der Sahara statt; und auch hier wird die Zahl der gewaltsam erbeuteten Sklaven auf höchstens einige Dutzend jährlich geschätzt.

Viel häufiger und ausgedehnter ist dagegen der öffentliche oder heimliche Handel in Sklaven, ohne daß rohe Gewalt dabei mitspräche. Oeffentlicher Sklavenhandel besteht noch in Hedschas; der heimliche blüht vor allem zwischen Afrika und Arabien. Afrikanische Neger aus Abessinien und dem sonstigen inneren Afrika werden in ziemlich großer Anzahl nach der arabischen Küste verschleppt, obgleich sowohl seitens der europäischen als der ägyptischen und abessinischen Behörden Anstrengungen gemacht werden, um den Transport zu verhindern. Um wirksam zu sein, müßte jedoch die Aufsicht im Roten Meer bedeutend schärfer gehandhabt werden.

Mindestens ebenso beachtenswert wie die offene Sklaverei ist die verhüllte. Vor allem in Afrika kommt es häufig vor, daß kinderlose Ehepaare Kinder im jugendlichen Alter adoptieren, um sie als Sklaven ausbeuten zu können. Auch in Ostasien, vor allem in China, ist diese Unsitte weit verbreitet. In verschiedenen mittel- und südamerikanischen Staaten dagegen besteht noch der Brauch, daß ein Schuldner zur Tilgung seiner Schuld seine Arbeitskraft völlig in den Dienst seines Gläubigers stellt. Oft weiß dieser so zu manövrieren, daß zu den alten Schulden sich immer wieder neue fügen; der Zustand bedeutet dann im Grunde lebenslängliche Sklaverei. Hier laufen die Bestrebungen auf die Schaffung gesetzlicher Bestimmungen hinaus, die dem Schuldner die Möglichkeit der nachträglichen Revision eines solchen, meist übereilt eingegangenen Schuldknechtschaftkontraktes gewähren sollen.

Zwei weitere Formen, Leibeigenschaft und Zwangsarbeit, sind in den afrikanischen Kolonien zuhause. Hier Aenderung zu schaffen, erfordert besondere Vorsicht; radikale Maßnahmen würden schwere Erschütterungen des dortigen Wirtschaftslebens herbeiführen können. Ueberdies erscheinen hier europäische Gefühlsmaßstäbe oft wenig angebracht; das Feudalsystem wird sich, wie in Europa, auch in Afrika zwangsläufig überleben. Das Wichtigste ist hier der Kampf gegen Mißbräuche, die lange Zeit besonders im Kongo und in den portugiesischen Kolonien bestanden haben und teilweise noch bestehen. Das Bewußtsein des Wertes persönlicher Freiheit ist freilich vielen leibeigenen Negern noch völlig fremd. Vielfach wissen sie nicht einmal, daß sie die Möglichkeit haben, sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis durch Mehrarbeit zu befreien, wenn sie dazu den Wunsch hätten. Meist haben sie ihn nicht. — Das System der Zwangsarbeit, ebenfalls in Afrika heimisch, birgt deshalb besondere Gefahren, weil es oft zugunsten privater Erwerbslust ausgebeutet wird. Soweit sie nicht im Interesse öffentlicher Arbeiten (Bauten und Wege) geboten erscheint, führt fast jede Art von Zwangsarbeit zu Mißständen. Auf alle Fälle müßte der zur Arbeit Gezwungene (soweit keine gerichtlich ausgesprochene Strafe vorliegt) angemessenen Lohn für seine Arbeit erhalten und möglichst nur für einen bestimmten Zeitraum verpflichtet werden. Mit den Kontrakt-Kulis auf den Plantagen Ostasiens und Indiens ist dies der Fall, während es damit in den afrikanischen Kolonien noch sehr oft hapert.

—⊡—

Nordlandsfahrt 1925

Reisebilder von Fritz Berse, Altena.

IV.

Merok.

Dich Merok, du Perle unserer bisherigen Fahrt, in deiner keuschen Lieblichkeit und bezaubernden Anmut zwischen der Urgewaltigkeit der Berge zu schauen, ein Sonnenstrahl, jedem unvergeßlich. Die weißgekrönten Gipfel grüßen dich, du Schöne, im Abenddämmern. Ihre Schneemassen möchten zu dir hinabkommen, um in deinem Gottesgarten in nichts zu zerrinnen. Brausende Wassermengen stürzen sich von steilen Wänden in den See zu deinen Füßen, in dessen sanftgekräuselten Wellen dein liebliches Bild sich in zarten Farbtönen spiegelt.

Nimmt es da Wunder, wenn Passagier um Passagier sich an Backbordseite drängt um dem Tosen der sieben Schwestern, den Schleierwasserfällen, zu lauschen, die deine Nähe künden?

Freudenrufe durchzittern die Luft. Ein Glücksrausch scheint über dich gekommen zu sein, denn nur so können wir verstehen, was sich an deinen Ufern im Abenddämmern zutrug

„An Land! an Land!" das ist unser aller Sehnsuchtsruf. Aber der Kapitän des „Monte Sarmiento" zögert noch, denn eine besonders unangenehme Erinnerung an Merok stößt ihm auf. Zornesblitze schießen heute noch aus seinen blauen Seemannsaugen, wie drohende Gewitterwolken huscht es über die wettergebräunten Züge.

Bei der ersten Fahrt hatten die Passagiere des „Monte Sarmiento" seinen stolzen Namen mit der deutschen Flagge an den Felsen, altem Brauche gemäß, weithin sichtbar angebracht. Ein unverschämter, junger Engländer, der zu der Zeit auch in Merok weilte, erdreistete sich, diesen alten Brauch mißachtend, die deutsche Flagge zu beschmutzen. Wohl mußte er auf Verlangen der deutschen Reisenden und auf Drängen besonnener Bürger Meroks an Bord Abbitte tun; aber ob er sein Versprechen, die deutschen Farben wieder herzustellen, eingelöst hat, war noch nicht bekannt. Wir konnten jedenfalls im Abenddämmern von See aus nicht feststellen. Eins aber wurde uns zur Gewißheit: Norwegen zeigte für diese englische „Heldentat" wenig Verständnis und zum Zeichen dafür, daß es diesen Vorfall nicht gebilligt hat, hat uns Merok einen so überaus herzlichen Empfang bereitet.

Lohende Fackeln grüßen uns von der Fjordstraße aus, im Lauffchritt ihrer Träger Lichtbogen schlagend. Ihre züngelnden Flammen lösen unbeschreibliche Begeisterung in den Herzen der Nordlandfahrer aus. Alles verlangt nach der Bordkapelle, die erst dann, als die Verhandlungen mit Merok zum günstigen Abschluß gekommen sind, zum Spiel antritt. Atemlose Stille herrscht. Feierlich und getragen klingt die norwegische Nationalhymne durch die kühle Abendluft. Mit „Hurra!" wird sie an Land aufgenommen. Magisch das Dunkel durchzischende Raketen wechseln mit einer Reihe von Böllerschüssen, die durch ihr zwanzigfaches Echo eine Musik geben, die ganz der Urgewalt der Landschaft entspricht.

Inzwischen ist eine Abordnung von Land an Bord gekommen. Eine junge Norwegerin überreicht im Auftrage der Bevölkerung einen kostbaren Blumenkorb, als äußeres Zeichen dafür, daß Merok über den unangenehmen Zwischenfall bei der ersten Nordlandsreise des „Monte Sarmiento" anders denkt, als vielleicht jener anmaßende Engländer geglaubt haben mag. Die Freude ist darob groß. Sie wächst von Minute zu Minute. Dennoch kommt kein Befehl zur Ausbootung und in aller Augen ist der lebhafteste Ausdruck des Bedauerns zu lesen darob, daß es trotz dieser feierlichen Versöhnung nicht an Land gehen soll.

Immerhin aber freut man sich des Glückes, einen poetischen Winkel Nordlands in seiner lieblichsten Naturhaftigkeit geschaut zu haben.

Bordunterhaltung.

Es gibt Leute, die behaupten, Seefahren sei auf die Dauer langweilig. Es gibt aber auch Menschen, die aus den schleichenden Stunden langer Seefahrt angenehme zu bereiten wissen, und von diesen hatten wir, gottlob, eine ganze Reihe an Bord.

Bei offenem Wetter war uns das Tauziehen eine willkommene Gelegenheit zur Stärkung unserer Muskeln, zur Verdauung der reichlichen Leckerbissen der Schiffsküche

Haben nicht selbst die „Alten" mit Vergnügen unseren Kreis erweitert und mit uns um die Wette Mann für Mann über den Stuhl gezerrt, bis nur noch die beiden letzten Mohikaner um ihre Existenz rangen?

Welch verblüffende Momente hat doch das einfache Volksspiel „den Dritten abschlagen" gebracht!

Wer sieht nicht noch den kleinen Burschen mit verdunkelten Augen immer und immer wieder nach seinem „Jakob" tapsen?

Und die Lachmuskeln! Welche Arbeit haben sie geleistet, als wir den die Bürsten Suchenden Kahlkopf puderrot kratzten! Wer denkt nicht noch mit Freude an das erstaunte Gesicht jenes Mädels, das die beiden Kochlöffel endlich nach langem Tasten an ihren wolligen Haaren als „die blonde Hede", erfühlte.

Welcher Tantam und Aufruhr wurde doch allein durch die Polartaufe verursacht! Hat jemand die suchenden Augenpaare gezählt, die nach dem Polarkreise beim 66. Grad 32 Minuten und 30 Sekunden ausschauten? Und dann! Neptun mit seinem 10-Schrauben-Motorschiff „Polaria" in Sicht! Wie gruselig war's doch bei dem „Ehrengeheul" aller verfügbaren Sirenen! Wenn je trübe Gedanken über Bord geworfen wurden, dann ist es sicherlich beim Polarfest der Fall gewesen.

Aber auch Stunden stilleren Genießens sind uns zuteil geworden, in denen wirklich gute Kunst dem erwartungsvollen Herzen sich offenbarte.

Soartisen-Gletscher.

Endlich eine Nacht, die wenigstens um ein kleines die Dauer aller bisherigen überschritt. Wandert sich's doch mit halbwegs geruhtem Gebein immerhin so angenehm wie mit müdem Geist, der gerade heute wenig wünschenswert gewesen wäre.

Soartisen-Gletscher!

Vom Bug unseres Schiffes aus sahen wir dich schon im Morgengrauen. Ahnen weckte du in unserer Seele. Ahnen weckte das Verlangen, dich zu sehen, dich zu stürmen. Verlangen steigerte sich zur Ungeduld. Dann endlich kam die Erlösung: Boot an Land!

Sumpf und Gestein — wer empfindet sie quälend? Die Sehnsucht, deine Gewalten, du blauschwarzer Gletscher zu spüren, hilft uns mit Leichtigkeit über das hinweg, was sonst als Unannehmlichkeit empfunden wird.

Und siehe da! Deine Wunderwelt tut sich uns auf! Bist du Eis? Bist du blaue, erstarrte Farbmasse? Bist du das Märchenreich der Schneekönigin, von dem uns Andersen so fein erzählt? Wahrhaftig — das könntest du sein. Kammern hast du genug, auch ein großes Schloßtor, durch das die Wege zu deinem Reichtum führen. Sonne des Märchenlandes küßt dich.

Aber noch etwas anderes hast du an dir. Zur Andacht stimmt dein Blau. Demut liegt darin. Ein Tempel Gottes, von ihm selbst erbaut, das könntest du sein. Weltentrückt steht der Wanderer in deinen prachtvollen Grotten, die ihm willkommene Winkel der Besinnung sind, in denen seine einsame Seele — Gott ahnend — die Gedanken in die Welt jenseits des Begreifbaren richten kann.

Auch ein Weckruf.

Tiefes, knarrendes Schnarchen durchtönt das Wohndeck V. Langgestreckt ruht sich — was bei Tage durch Staunen „arbeitete". Frische Luft kommt außer durch die Luftschächte auch noch durch die Bullaugen.

Draußen plätschern die Wellen. So träumen die Seelen. Aber die Wirklichkeit sieht anders aus: Seegang!

Ritsch! bums! kommt's durch's Fensterlein. Zwei, drei Gestalten recken sich, bestaunen den Nachbarn. Gottlob, der sieht genau so aus. Naß von oben bis unten. Man schwimmt. „Verd . . . ." kommt's über die Lippen, aber sechs Betten weiter, da grinst ein Mephistogesicht aus den Decken heraus und ist stolz darauf, daß es bei der Auswahl des Bettes schon auf die Möglichkeit, von Neptuns Töchtern im süßen Morgenschlummer gestört zu werden, Bedacht genommen hat.

Fortsetzung folgt.

—⊡—

Riesensterne

Von Dr. Rudolf Wegner-Berlin.

Einem Kinde scheint eine Stadt groß zu sein, einem Erwachsenen wiederum sein Land, und die Allgemeinheit spricht von einer Riesenerde mit ihren unendlichen Land- und Wasserflächen. Der Begriff groß ist demnach ein ganz relativer. Was ein winziger Zwerg für ein Ungeheuer halten möchte, würden wir vielleicht als Spielzeug ansehen, und so ließen sich ähnliche Beispiele immer weiter anführen. Von der Schule her wissen wir, daß die Erde einer Kugel gleicht und einen Durchmesser von etwa 12 756 Kilometern hat. Das ist eine riesige Strecke! Denken wir uns, mitten durch die Erde hindurch wäre eine sehr breite, hohle Stange gelegt, die jene Länge hätte: Ein D-Zug, der in der Stunde 100 Kilometer fährt, soll sie ohne Aufenthalt durcheilen. Er würde dazu gegen 5½ Tage gebrauchen, das Licht aber, das die größte Geschwindigkeit im Weltenraum hat, braucht nicht einmal ⅛₀ Sekunde. Was uns hier als Staubgeborenen riesengroß erscheint, verläuft einem Weltgeist in nichts.

Wir gehen weiter. Die Sonne, die Beherrscherin unseres Planeten, der Urquell von allem Leben, hat einen über 100 mal größeren Durchmesser als die stolze Erde und übertrifft sie daher an Rauminhalt etwa 1 300 000 mal. Ein Mathematiker kann sich dies leicht ausrechnen. Das sind Zahlen, die wir uns gar nicht vorstellen können, obwohl wir in der Inflationszeit mit ihnen gerechnet haben. Um alle die sie umkreisenden Planeten mit ihren Trabanten, Kometen und Meteoren zu beherrschen, muß die Sonne schon solche Größe haben, um ihre Kräfte genügend zur Wirkung zu bringen.

Klein wird sie aber, wenn wir uns zu den jetzt angeführten Fixsternen wenden. Am winterlichen Abendhimmel glänzt ein schönes Sternbild, der Orion, der uns sicher wohl bekannt sein wird. Ein heller rötlicher Stern funkelt in seinem linken oberen Abschnitte. Er heißt Beteigeuze, wie ihn die alten Araber einst benannt hatten. Beobachten wir ihn durch das größte Fernrohr, erscheint er doch nur als ein leuchtender Punkt, weil er so ungeheuer weit entfernt ist, daß das Licht, welches in jeder Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, etwa 150 Jahre brauchen würde, um von dort zu uns zu gelangen. Auf ganz eigenartige Weise hat man seine Größe bestimmt und dabei gefunden, daß sein Durchmesser ungefähr 300 mal größer als der unserer Sonne ist. Der Orionstern übertrifft das Tagesgestirn an Größe daher über 14 Millionen mal. Hier schwinden unsere Vorstellungen vollständig, um sich einen solchen Gigantenstern in den leeren Raum versetzt zu denken. Es gibt aber noch größere Himmelskörper. An schönen Sommerabenden sehen wir in der Nähe des Horizontes ein helles Sternbild leuchten, den Skorpion. Hier strahlt der rötliche Stern Antares. Sein Name bedeutet seines Lichtes wegen soviel wie Gegen-Mars. Fast 500 mal ist der Sonnendurchmesser in seinem enthalten, u. sein Rauminhalt übersteigt den der Sonne etwa 38½ Millionen mal. Also 38 Millionen Sonnenkugeln müssen wir zusammenballen, um eine Kugel von der Größe des Antares zu erhalten! Wer weiß, ob nicht noch größere Fixsterne vorhanden sind! Die Erde verschwindet ihnen gegenüber wie ein Stein, den man in das weite Meer wirft. Wie groß kommen wir uns vor und wie klein, kleiner als ein Staubkorn, sind wir im Verhältnis zu den Riesensternen im Weltall.

—⊡—

Aphorismen

Von Josef Stollreiter.

Aus jeder Wunde, die man einem Volke schlägt, wächst einmal ein Schwert.

•

Wozu der Schmerz? fragt der Glückliche und weiß nicht, daß Millionen nur im Schmerze leben.

•

Weißbluten muß manches Volk, um von seinen Krankheiten geheilt zu werden.

•

Nach dem köstlichen Naß versiegter Quellen ist unser Durst am heißesten.

•

Glück ist die Lebensbedingung des Schwachen.

Ein Prinz im Armenhaus gestorben

Aus Belgrad kommt die Nachricht, daß Prinz Milan Kristich, Sohn des letzten Königs Milan von Serbien, in einem Armenhaus gestorben ist. Damit findet das fluchbeladene Schicksal eines Enterbten, der ruhelos, heimatlos in der Welt umherirrte, ein Ende, das ebenso traurig ist wie das ganze Leben dieses letzten aus der alten serbischen Dynastie der Obrenowitsch. Sein Vater war des serbischen Thrones entsetzt worden und führte das Leben eines Verschwenders, eines Abenteurers. In Wiener Tanzsälen, in den Garderoben der Schauspielerinen, an allen Plätzen der Lebewelt war er zu finden. Aus einer seiner Liaisonen, aus seinem Verkehr mit einer berühmten griechischen Schauspielerin, entsprang Prinz Kristich. Das Kind wuchs unter fremden Menschen auf, einsam, ohne Halt, ohne Liebe. Sein Vater sorgte zwar für ihn, doch als er starb, ging auch das einstige bedeutende Vermögen zu Ende, sodaß für den Prinzen Kristich kein Heller übrig blieb. Mit dem Vater verlor er auch seine Mutter; denn nach dem Tode des Königs war die griechische Schöne spurlos verschwunden. Der Prinz stand hilflos, mittellos in der Welt. Er ergriff die erste beste Gelegenheit, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen und begann seine Laufbahn als Stalljunge, bis er schließlich zum berufsmäßigen Jockey emporstieg. Nach einigen Jahren findet man ihn als Kellner in einem Wiener Nachtlokal. Was er inzwischen alles getrieben haben mag, wußte die Chronique scandaleuse nicht zu verzeichnen, aber jedenfalls tauchte er später als Konzertsänger auf. Er blieb eine zeitlang im künstlerischen Beruf, nur tauschte er das Fach und ging unter die Literaten. Er nannte sich Novellist, soll aber während seines ganzen Lebens nur eine einzige Novelle geschrieben haben, die noch dazu von der serbischen Regierung unterdrückt wurde und nicht veröffentlicht wurde, weil sie das Leben des Königs Milan, seines Vaters, beschrieb. Dann ging es schnell abwärts, endgültig abwärts mit dem Prinzen. Noch einmal hörte man von ihm, daß er Wärter im Orient-Expreß geworden sei. Damit schien er die letzte Station seiner Laufbahn erreicht zu haben. Lange war es still von ihm, bis jetzt sein Tod in einem Armenhaus bekannt wurde. Als hilfloser Bettler, keinen Pfennig in der Tasche, fand er dort Aufnahme und sein Begräbnis erfolgte auf Staatskosten, da sich kein Angehöriger, kein Freund zu ihm bekannte.

—⊡—

Die Sprache des Paradieses

Es war doch noch eine gemütliche Zeit in unserem lieben Deutschland, als die Herren Gelehrten noch Muße fanden, zu zählen, wie oft die einzelnen Buchstaben des hebräischen Alphabetes in der Bibel vorkommen, und man von seiten der Theologen selbst in gedruckten Abhandlungen noch ernsthaft darüber streiten konnte, wieviele Engel sich auf einer Nadelspitze zugleich herumdrehen könnten. In dieser Zeit, und zwar im Jahre 1580, kam denn auch der seiner Zeit sehr bekannte Gottesgelehrte Goropius dazu, in einem unter dem Titel „Hermathena" zu Antwerpen erschienenen Buche zu beweisen, daß im Paradiese nur holländisch gesprochen sein könne. Spricht aus dieser kühnen Behauptung des guten Goropius allzu stark ausgeprägter plumpischer Lokalpatriotismus, so läßt sich dasselbe auch von dem spanischen Gelehrten J. B. Erro sagen welcher noch im Jahre 1814 in seinem zu Madrid gedruckten Werke „El mundo primitivo" das Baskische als die Sprache Adams hinstellt. Viel mehr begründet erscheint die Ansicht des großen Kirchenvaters Augustinus, welcher in seiner vielgenannten Schrift „De civitate dei", vom „Gottesreiche" sagt, daß das Hebräische als die allen Menschen ursprüngliche Sprache auch als die des Paradieses anzusehen sei. Wenn wir uns aber nur vergegenwärtigen, daß die genannte Sprache in der arcmäischen oder möglicherweise sogar in der sumero-akkadischen wurzelt, dann können wir unserem großen Leibniz nicht so ganz unrecht geben, wenn er schreibt: „Man hat ebensoviel Grund, anzunehmen, daß das Hebräische die Ursprache des Menschengeschlechtes gewesen ist, wie der Ansicht des Goropius zu folgen, der beweisen wollte, daß im Paradiese holländisch gesprochen wäre."

Von der humoristisch-satirischen Seite betrachtet, verdient auch die Behauptung des skandinavischen Gelehrten Andre Kempe Erwähnung, wonach Gott mit Adam schwedisch redete, dieser in dänischer Sprache antwortete und die Schlange mit Eva, wohl bemerkt „französisch" redete!

Bezeichnend ist auch ein alter Volksglaube der Perser, welcher wissen will, daß Adam und Eva persisch miteinander redeten, die Schlange aber sich der arabischen und Gabriel, der Engel mit dem feurigen Schwert, sich der türkischen Sprache bediente.

Geradezu naiv klingt, was der Verfasser des Sidrach, eines im 13. Jahrhundert unter der Regierung des deutschen Kaisers Friedrich 2. geschriebenen „Katechismus alles Wissenswerten", sagt. Er meint, weil das Hebräische die menschliche Ursprache sei, so müßten die Taubstummen in dieser Sprache unbedingt auch denken!

Dr. C.